Nummer Dreizehn.

Kriminal-Roman von René de Pont-Jest.

(Fortsetzung.)

Die Thür der Zelle wurde hinter ihr geschlossen. Sie war allein, allein im Dunkeln. Wenn sie nicht jetzt, von wahnsinnigem Schreck erfaßt, aufsprang und einen wilden Verzweiflungsschrei ausstieß, so that sie es nur deshalb nicht, um das arme Kind, das sanft schlief, nicht aufzuwecken. Sie lag da mit offenen Augen, die sich vergeblich bemühten, die Dunkelheit zu durchdringen, welche ihre aufgeregte Einbildungskraft mit tausend phantastischen Erscheinungen bevölkerte. Es schien ihr, als dringe die scharfe fragende Stimme des Untersuchungsrichters an ihr Ohr, als sähe sie noch immer seine forschenden Augen auf sich ruhen, und die blutige Gestalt ihres ermordeten Vaters tauchte auf, um ihr zu fluchen.

Die Tage ihrer Jugend kamen ihr wieder in die Erinnerung, und der fürchterliche Gegensatz mit ihrer gegenwärtigen Lage machte sie erschauern. Wie sie in ihrer Kindheit behütet und verhätschelt wurde, wie ihr Herz die Liebe erkannt hatte, dann die Flucht aus dem väterlichen Hause, ihre stille Wohnung in der Straße Marlot, aus der sie geflüchtet, um den Tod zu suchen, der geheimnißvolle Mann, der sie den Wellenentrissen und sie nun dem Elend preisgegeben — alle diese Bilder der jüngsten Vergangenheit zogen an ihr vorüber und erpreßten heiße Thränen ihren Augen.

Aber schließlich forderte die Natur ihre Rechte, und sie schlief ein. Es war ein unruhiger von schweren Träumen gestörter Schlaf.

So mochte sie wohl eine Stunde geruht haben, als sie durch einen schleichenden Schritt und einen grellrothen Lichtschein aufgeweckt wurde. Sie sah ein großes Auge auf sich gerichtet, das ihr einem überirdischen Wesen anzugehören schien — das konnte nur der Racheengel sein. Angstvoll streckte sie diesr Erscheinung die Hände abwehrend entgegen, dann fiel sie mit einem herzzerreißenden Schrei auf das Lager zurück.

Es war die die Runde habende Wächterin gewesen, die der Hausordnung gemäß durch das Guckloch in die Zelle geschaut hatte. Der Schrei war zwar von ihr gehört worden, aber da sofort Alles wieder still wurde, ging sie ruhig weiter. Die Gewohnheit stumpft gegen Gemüthserregungen ab.

Zwei Stunden später, bei Anbruch des Tages, erschien die Oberin in der Zelle, in welcher die ganze Nacht hindurch Ruhe geherrscht hatte. Welcher Anblick bot sich ihr da! In einem Winkel saß die Gefangene und hielt ihr Kind in den Armen. Sie sang ihm eines jener Lieder vor, mit welchem die Mütter ihre Kinder einzuschläfern pflegen. Marguerite rührte sich nicht vom Flecke und sang ihre eintönige Melodie weiter, ohne sich um die Eintretende zu kümmern.

Die Oberin sprach sie an, das junge Weib rührte sich nicht. Es verblieb auch in seiner Stellung, als die Schwester näher trat und das Kind in ihren Arm nahm.

Ein Schreckensschrei entfuhr den Lippen der Oberin. Das Kind war kalt, war todt. Die Mutter hatte einer Leiche Schlummerlieder gesungen. Als sie nämlich in ihrem Entsetzen ohnmächtig auf ihr Lager gesunken war, war sie auf das Kind gefallen und hatte es erdrückt. Sie machte jetzt keine Miene, um den kleinen Körper zurückzunehmen. Sie ließ ihre leeren Arme sinken und erhob die Augen. An dem stieren Blick erkannte die Oberin, daß ihre Gefangene den Verstand verloren.

Als Herr von Fournel gegen 11 Uhr in seinem Bureau erschien und erfuhr, was geschehen, gab er höchst erschüttert den Auftrag, Fräulein Rumigny sofort in das Inquisitenhospital des heiligen Lazarus zu bringen und ihr die größtmögliche Sorgfalt angedeihen zu lassen.

Fast um dieselbe Zeit war das Arbeitszimmer des Herrn Meslin der Schauplatz einer merkwürdigen Scene. Picot hatte eben dem Kommissar über die Vorgänge der letzten Nacht Bericht erstattet und erwartete für seine Umsicht von seinem Vorgesetzten gelobt zu werden, als diesem eine Visitenkarte überreicht wurde, bei deren Anblick er erregt von seinem Stuhle aufsprang.

„Das ist zu stark," sagte Meslin zu dem Detektiv.

„Das ist er selbst."

„Er selbst" war William Potter, dessen Verhaftung der Kommissar dem Polizei-Agenten soeben aufgetragen hatte, für den Fall, daß der Amerikaner sich anschickte, Paris zu verlassen. „Lassen Sie den Herrn eintreten," befahl der Kommissar. Der Amerikaner wurde sofort vorgelassen.

Seine erste Sorge am frühen Morgen war gewesen, Marguerites und seine Sachen aus der betreffenden Weinstube holen zu lassen, und es braucht nicht hinzugefügt zu werden, daß er die Wirthsleute in glänzendster Weise entschädigte.

Gegenwärtig war er mit seiner gewohnten vornehmen Einfachheit gekleidet. Als er den Detektiv erblickte, zuckte ein leichtes Lächeln um seine Mundwinkel, und noch bevor Herr Meslin eine Frage an ihn richten konnte, sagte er mit kühler Höflichkeit zu ihm:

„Herr Kommissar, ich habe die Absicht, demnächst abzureisen. Da mir aber bekannt ist, welche Sorgfalt Sie meiner Person und meinen Wegen zuwenden, und da daraus vielleicht Konflikte mit diesem braven Manne entstehen könnten, bitte ich Sie, diesen Brief zu lesen."

Herr Meslin schoß eine Blutwelle ins Gesicht. Er war überrascht von der Ruhe, mit welcher der Amerikaner auftrat und ärgerlich darüber, daß dieser hinter seine so fein ausgekünstelte List gekommen war. Um seine Fassung wiederzugewinnen, entfaltete er das Schreiben, das ihm Potter gegeben; aber kaum hatte er einen flüchtigen Blick hineingeworfen, als er aufsprang. Picot ein Zeichen gab, sich zu entfernen, und dem Fremden mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit einen Sitz anbot.

„Tausend Dank", erwiderte dieser, „aber ich habe große Eile, da ich vor meiner Abreise noch einige wichtige Gänge zu machen habe."

„Vergeblich versuchte Herr Meslin, seinen Gast zurückzuhalten, und als dieser sich empfahl, ließ er sich es nicht nehmen, ihn über den Korridor hinaus zu geleiten. Dort tauschten beide einen Händedruck, und der Polizei-Kommissar kehrte nachdenklich in sein Bureau zurück.

„Nun", fragte ihn der Detektiv bei seiner Rückkehr. „Giebt es etwas Neues, Herr Kommissar?"

„Nein, Herr Picot; denn daß Sie ein ausgemachter Schafskopf sind, ist mir nichts Neues", erwiderte ärgerlich der Kommissar. „Gehen Sie an die Centrale zurück. Ich bedarf Ihrer nicht mehr."

Und ohne sich weiter um den unglückseligen Polizei-Agenten zu kümmern, ließ ihn Herr Meslin im Vorzimmer stehen und schlug geräuschvoll die Thür hinter sich in's Schloß.

Kurze Zeit darauf wurde dem Untersuchungsrichter Herrn von Fournel eine Visitenkarte überreicht, auf welcher der Name: „William Potter" stand. So schlecht gelaunt der Untersuchungsrichter infolge der Vorgänge war, deren Opfer Fräulein Rumigny geworden, so ließ er dennoch sofort den Amerikaner eintreten und bot ihm höflich einen Platz an.

„Herr Richter", begann Potter, den fragenden Blick Fournels beantwortend, „es wird Ihnen wohl nicht unbekannt sein, daß ohne mein Eingreifen Fräulein Marguerite Rumigny sich nicht in Ihren Händen befinden würde?"

„Ich weiß dies in der That", erwiderte der Beamte, „und es ist mir bekannt, in welcher muthvollen Weise Sie sich ins Wasser stürzten, um die Ertrinkende zu retten. Das war eine That, für welche Ihnen die Gerichte dankbar sind."

„Ich bin Ihnen für Ihre Anerkennung sehr verbunden, aber ich habe mich auf das Ereigniß der Nacht nicht berufen, um gelobt zu werden. Ich glaube, daß an meiner Stelle jeder Mann, der ein Herz im Leibe hat und schwimmen kann, dasselbe gethan hätte. Ich wollte durch meine Bemerkung nur mein Interesse entschuldigen, das ich an dieser jungen Dame nehme."

Der Richter verbeugte sich zustimmend, als fände er dieses Gefühl ganz natürlich.

William Potter fuhr fort:

„Gestatten Sie mir also, ohne Umschweife zu sprechen."

„Bitte, mein Herr."

„Fräulein Rumigny ist im Inquisitenspital. Halten Sie sie für mitschuldig an der Ermordung ihres Vaters? Entschuldigen Sie meine Indiskretion."

„Ich will Ihnen mit derselben Offenheit antworten. Ja, ich halte das junge Weib für mitschuldig an dem Verbrechen, das Balterini begangen hat. Diese Thatsache steht für mich mit mathematischer Sicherheit fest. Ich habe diesen Eindruck aus der beschlagnahmten Korrespondenz gewonnen, und schließlich spricht der Selbstmordversuch auch für ihre Schuld."

„Sie können die Angelegenheit nicht in Schwebe lassen?"

„Ich würde mich auf's empfindlichste gegen meine beschworene Pflicht versündigen."

„Das thut mir sehr leid. Hätte ich einige Wochen Zeit, so würde ich vielleicht Beweismaterial in genügendem Maße in Händen haben, um die Unschuld der jungen Dame unzweifelhaft festzustellen."

„Ich begreife vollständig Ihre Gefühle, aber ich bedauere ganz anderer Ansicht zu sein. Wir Gerichtsbeamte sind keine Idealisten und Schwärmer, wir dürfen es nicht einmal sein. Für uns gilt das Gesetz und nur das Gesetz, wir folgen nicht unseren Empfindungen, sondern unserem Gewissen."

Diese Worte wurden kurz und hart gesprochen; kein Zweifel, der Richter wollte die Unterhaltung beenden.

Potter fühlte dies, auch begriff er, daß er diesem verknöcherten Aktenmenschen nicht mit Sentimentalitäten kommen dürfte. Er sagte daher, sich erhebend: „Mein Herr, mich führt auch noch ein anderer Grund zu Ihnen. Ich muß dringend nach New York zurückreisen und ich wollte es nicht unterlassen, Sie hiervon in Kenntniß zu setzen. Es dürfte mir wohl, so leid es mir thut, nicht möglich sein, zur Zeit, da der Prozeß zur gerichtlichen Verhandlung gelangen dürfte, wieder in Paris zu weilen."

„Ich nehme diese Mittheilung zur Kenntniß. Ihre zu Protokoll gegebenen Aussagen vor dem Untersuchungsrichter werden in der Hauptverhandlung zur Verlesung kommen."

Mit höflichem Gruße schieden die beiden Männer.

Noch am selben Abend verließ William Potter, nachdem er tagsüber noch mehrere Briefe nach Amerika geschrieben, mit der Westbahn Paris. Herr Picot folgte ihm diesmal nicht. — —

XIV. Kapitel.

William Potter's Heimath.

Wir müssen auf Vorgänge zurückgreifen, die einige Zeit vor denen liegen, die wir bereits erzählten, und sich in anderen Weltgegenden abspielten, als in denen die Helden unserer Geschichte sich befinden. Manches Geheimnißvolle im Wesen des Amerikaners wird uns erklärlich werden, denn in Potter's Heimath wollen wir uns auf kurze Zeit begeben.

Es war im Dezember des Jahres, das der Ermordung Rumigny's in Paris, die bekanntlich im März stattfand, voraufging.

In einer Straße in Philadelphia, in welcher die Bureaux der Versicherungsgesellschaft „Das Banner" waren, hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt, die trotz der Kälte nicht von der Stelle wich und vor dem mit überladener Pracht ausgestatteten Anstaltsgebäude wie angewurzelt stand. Die Nacht war bereits angebrochen, feucht und dunkel, aber die Massen verliefen sich nicht, sondern erhielten noch immer Zufluß. Man begnügte sich auch nicht mehr mit drohenden, zornfunkelnden Blicken, die gegen das Prachtgebäude gerichtet waren, seit einer Stunde wurden Drohungen gegen die Gesellschaft ausgestoßen, und da waren es besonders die zahlreichen Frauen in der Menge, die sich am wüthendsten geberdeten.

Die Policemen hatten die Leute die ganze Zeit ungestört schreien und schimpfen lassen, jetzt schien aber die Situation sich gefährlicher zu gestalten. Vom jenseitigen Ufer des Delaware, aus den Fabriken von Burlington und Camden brachten die Dampfboote nach dem Feierabend die vielen Arbeiter, und es war zu befürchten, daß man es nunmehr nicht bei bloßen drohenden Worten und Geberden lassen, sondern zu Thaten schreiten werde. Und wirklich! Plötzlich wurde aus der Menge ein Schuß abgegeben, und im selben Augenblick, als hätte man auf dieses Zeichen gewartet, begann ein Steinbombardement gegen das Palais des „Banners". Die Leute riefen: „Down with the Manager! Water him! Water him!" (Nieder mit dem Direktor! Werft ihn ins Wasser!) So tönte es wirr und grell durcheinander.

Die Fensterscheiben sprangen klirrend auseinander, die Arabesken der Facade und des in Marmor gehauenen Bannes fielen polternd zu Boden, während sich einige kräftige, mit Eisenstangen und Stöcken bewaffnete Männer bemühten, das fest verschlossene Hauptthor des Palais zu sprengen und die Eisengitter der Parterrefenster auszuheben. Der Höllenlärm wurde noch durch die schrillen Dampfpfeifen der auf dem Delaware verkehrenden Dampfboote vermehrt, und die ganze Umgebung widerhalte von Schreien und Poltern.

Inzwischen hatten sich mit jener aalglatten Geschmeidigkeit und affenartigen Geschwindigkeit, welche dem amerikanischen Policeman eigen ist, über hundert Schutzleute längs der Mauern der revoltirten Straße hingeschlängelt und allmählich das Trottoir vor dem „Banner" von den Angreifern ziemlich gesäubert, so daß letztere auf dem Fahrweg Aufstellung nehmen mußten. Eine dreifache lebende Mauer hatte sich ohne eigentlichen Kampf zwischen das Versicherungspalais und das erzürnte Volk eingeschoben. Die Leute überlegten einen Augenblick. Sie wurden von der aus den Seitengassen zuströmenden Menge immer wieder gegen den Polizeicordon gedrückt, durch den Wuthschrei der Weiber stets von neuem aufgestachelt, und schließlich kann man bei jedem Zusammenlauf die Beobachtung machen, daß die Menge mit einer gewissen Hartnäckigkeit und einem kampffrohen Eigensinn der Polizei Widerstand leisten will. So schien es hier einen Augenblick, als ob die aufgeregte Menge einen Sturm auf die Policemen und das von ihnen beschützte Gebäude wagen wolle.

Da veränderte sich plötzlich die Situation. Auf dem Balcon des „Banner"-Palais erschienen etwa zwei Dutzend junge Beamte, deren entschlossene Mienen zeigten, daß diese Belagerung ihre Gduld bereits erschöpft habe. Der Wortführer schrie denn auch laut in die Menge, daß die Beamten entschlossen seien, falls nicht innerhalb einer halben Stunde die Straße frei wäre, von den Fenstern und dem Balcone aus ein regelrechtes Revolverfeuer auf die Belagerer zu eröffnen. Waffen und Munition seien genügend vorhanden. Um dies zu beweisen, schossen die auf dem Balkon befindlichen Beamten auf das Kommando des Sprechers gleichzeitig in die Luft — diese vielfache Feuersalve verfehlte ihre Wirkung nicht. Die ben noch so kampflustige Menge schimpfte zwar noch einige Minuten aus Leibeskräften, aber man sah, wie sie sich allmählich in die Seitengassen zurückzog. Ein Detachement berittener Polizei, das zur selben Zeit anrückte, beschleunigte die Räumung der Straße, die noch vor Ablauf einer halben Stunde menschenleer war. Nur die Polizisten waren für alle Fälle zurückgeblieben.

Was war die Ursache dieses elementaren Ausbruchs des Volksunwillens?!

Die Versicherungsgesellschaft „Das Banner" hatte es abgelehnt, der von Jack Sunner hinterlassenen Waise die Versicherungssumme von 2000 Dollars auszuzahlen, und hatte ihre ablehnende Haltung damit begründet, daß der dringende Verdacht bestehe, Frau Sunner habe ihren Mann vergiftet, um in den Besitz des auf seinen Todesfall zu ihren Gunsten versicherten Betrages zu gelangen. In dem Versicherungsvertrage sei jedoch eine Vereinbarung enthalten, nach welcher die Auszahlung an den Ueberlebenden in dem Fall unterbleibe, wenn er den Tod des Versicherten herbeigeführt und etwas unterlassen habe, wodurch dessen Leben durch seine mögliche Hilfeleistung hätte gerettet und verlängert werden können.

Thatsache war nun, daß Frau Sunner allerdings unter dem Verdachte, ihren Mann vergiftet zu haben, in Haft genommen worden war. Sie war jedoch noch während der Untersuchung gestorben, und zu einer gerichtlichen Verhandlung war es gar nicht gekommen. Rechtlich war sie also, da sie der Schuld nicht überführt und auch nicht verurtheilt war, unschuldig, und die Bevölkerung war nun der Ansicht, daß es der Versicherungsgesellschaft nicht zustehe, der siebenjährigen elternlosen Waise, der Erbin ihrer Eltern, die 2000 Dollars vorzuenthalten. Es waren zwar die ordentlichen Gerichte angerufen worden, aber der Prozeßgang war dem Volke zu langwierig, und die Menschenmassen wollten einmal auch in Versicherungsfragen den Richter Lynch spielen. Das Einschreiten der Polizei hatte die Ausübung der Volksjustiz verhindert, und grollend zogen sich die Besiegten unter den Rufen: „Nieder mit der Direktion! Werft sie alle in's Wasser!" zurück.

Während diese Lärmscene sich auf der Walnut Straße abspielte, bot sich dem Zuschauer in der Chestnut Straße, die kaum 100 Meter von dem Sitze des „Banner" fern liegt, ein anderes Bild. In einem Hause der letzteren Straße wohnte Dr. Stefan Maxwell. Er war trotz seiner Jugend einer der gesuchtesten und beliebtesten Aerzte Philadelphia's.

Als Sohn eines der reichsten Industriellen geboren, der ihm ein sehr großes Vermögen hinterlassen, hatte Stefan seine medizinischen Studien in Paris vollendet. Mit dem Doktorhut geschmückt, kehrte er in seine Heimath zurück, die ihn bald mit vielen Ehren auszeichnete. Er war ihrer auch würdig.

Seine Kunst stellte er in den Dienst der Armen und Elenden, und sein persönlicher Muth ließ ihn bei einer Diphtherie-Epidemie, die ausgebrochen war, allen Gefahren trotzen. Die Mütter, deren Kinder er vom Tode gerettet, priesen ihn als den Schutzengel ihres Hauses, aus dem er nicht nur den Tod, sondern auch die Noth vertrieben hatte.

Mit dreißig Jahren bekleidete Maxwell eine Professur an der Universität zu Philadelphia, war Chefarzt des Kinderspitals und erster Gerichtsarzt bei dem Staatsgerichtshofe in Pennsylvanien — mit wahrer Selbstaufopferung widmete er sich allen diesen Aufgaben, und es blieb ihm immer noch Zeit, seine Armenpraxis auszuüben.

Stefan Maxwell war Junggeselle. Die Sorge um seine Wirthschaft hatte er einem alten Hausfaktotum seiner Familie, Miß Winzer, übergeben, die auch mütterlich für ihn sorgte. Nebst dieser Musterwirthschafterin gehörte auch noch Maxwells Assistenzarzt Dr. Simson zum Hausarzte, und selbst wenn der Professor Gäste bei sich sah, brauchte er sich um nichts zu kümmern. Frau Winzer besorgte alles und that alles.

Maxwell konnte demnach ruhig seinen Forschungen obliegen. Mit besonderem Eifer wendete er sich der gerichtlichen Medizin zu, und wiederholt hatte es zwischen ihm und den Gerichtsfunktionären lebhafte Debatten gegeben. Maxwell behauptete, die Polizei wäre, wenn ihr ein großer Verbrecher erwischt, geradeso zu entschuldigen wie die Richter, die auf Grund eines ihrer Ansicht nach genügenden Beweismaterials einen Unschuldigen verurtheilen. „Das kommt davon", pflegte er zu schließen, weil die Gauner immer pfiffiger sind, als die Polizisten und schlauer als die Richter. Man müßte eigentlich ihren Reihen die Richter und Policemen entnehmen."

Auch mit dem Fall Sunner hatte Maxwell von Amtswegen zu thun gehabt. Er nahm die Sache nicht so leicht wie der amerikanische Richter, sondern war seit dem Momente, da diese Affaire ihn zu beschäftigen hatte, nachdenklich. Offenbar ging ihm ein Plan, den er reiflich erwägen wollte, durch den Kopf. Es war bei ihm zu einer fixen Idee geworden, daß ein Gerichtsarzt, der seiner Aufgabe gewachsen sein wolle, sich auch praktisch auf dem Gebiete polizeiärztlicher Forschungen erproben müsse — kurz, daß eigentlich ein tüchtiger Gerichtsarzt, auf dessen Ausspruch hin zumeist die Anklage in Kriminalfällen erhoben wird, sich auch auf allen kriminalistischen Seitenwegen auskenne müsse.

Eines Abends kam Professor Maxwell, ein kleines Mädchen an der Hand führend, nach Hause. Es war gerade an dem Abende, wo vor dem Gebäude das „Banner" der Auflauf stattfand.

„Liebe Helene", sagte Maxwell zu seiner Wirthschafterin, „ich bringe Ihnen hier eine arme Waise, die weder Vater noch Mutter hat. Ich übergebe sie beruhigt Ihrer Sorgfalt. Bringen Sie die Kleine zu Bett und kommen Sie sodann zu mir, ich habe wichtige Dinge mit Ihnen zu besprechen."

Nach einigen Minuten kehrte Frau Winzer, höchst gespannt auf die Mittheilungen ihres Herrn, zurück. Dieser war inzwischen mit langen Schritten im Zimmer auf und ab geschritten und rief aus:

„Jawohl, ich werde das thun. Ich bin dies meiner wissenschaftlichen Ehre schuldig."

Frau Winzer erschien im Zimmer; Maxwell unterbrach seinen Monolog.

„Meine liebe Frau Winzer," begann er, „ich werde Philadelphia ehestens verlassen. Sie werden noch bei Zeiten erfahren, wohin ich begebe. Ich will aber das Mädchen, das ich soeben gebracht, mitnehmen, und da wende ich mich an Sie mit der Frage, ob Sie uns begleiten wollen."

„Bis an das Ende der Welt," antworte die Wirthschafterin ruhig.

„So weit geht es wohl nicht", erwiderte Maxwell lächelnd, „aber ich danke Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit."

Tags darauf hatte Maxwell mit seinem Assistenzarzt eine längere Unterredung, in welcher alle auf seine Praxis bezüglichen Fragen erledigt wurden; am Abend verließ Prof. Maxwell zum großen Bedauern und Erstaunen von ganz Philadelphia die pennsylvanische Hauptstadt. Niemand kannte sein Reiseziel. Man wußte nur, daß er mit Mistreß Winzer und einem in Trauer gekleideten Mädchen in den New Yorker Zug gestiegen sei. Ob er sich in New York niederlassen und sich dort einschiffen werde, wußte man ebensowenig, als wie lange seine Abwesenheit dauern dürfte.

Das wußte übrigens Dr. Stefan Maxwell selbst nicht. Vorerst finden wir ihn in Paris als William Potter. Wir wollen ihn auch weiter, so lange die Gründe herrschen, die ihn zur Annahme eines anderen Namens veranlaßten, bei diesem Namen nennen.

XV. Kapitel.

Ein Korb.

Kehren wir nach dieser nothwendigen Abschweifung zu unseren Bekannten zurück.

Wie wir wissen, hatte sich Herr Rumigny vom Geschäfte zurückgezogen: Er hatte jährlich 25,000 bis 30,000 Francs Zinsen zu verzehren und hatte, seitdem vor zwölf Jahren seine Frau gestorben, nur zwei Leidenschaften: Die Liebe zu seiner Tochter und zur — Musik.

Diese Tochter, die wir ja kennen, war zur Zeit, da wir sie bei ihrem Vater sehen, ein entzückendes junges Mädchen von achtzehn Jahren, blond und schlank, mit einem träumerischen Gesichtsausdruck und von schwärmerischem Naturell. Sie kannte die Sorge nicht. Der leiseste Wunsch, den sie aussprach, ward erfüllt,, und Jeder, der sie kannte, stellte ihr eine glückliche Zukunft in Aussicht. Ihr Vater sprach von ihr nur in den zärtlichsten Ausdrücken und schlug ihr nie einen von jenen Wünschen ab, die ein junges Mädchen schicklich hegen kann: Ein Kleid, Schmuck, einen Ball oder eine Vergnügungsreise. Aber trotzdem verschwand die stille, nachdenkliche Traurigkeit nicht von den Zügen des jungen Mädchens, und diejenigen, die da sahen, wie ihr Vater sie verwöhnte, standen vor einem Räthsel. Sie wußten ja nicht, daß gerade diese Zärtlichkeit die Quelle der Nachdenklichkeit und Trauer bei Marguerite war.

Wer genauer den Charakter des Hrn. Rumigny studirte, konnte allerdings leicht den Zustand des jungen Mädchens begreifen.

Herr Rumigny war sicherlich kein elender Mensch, im Gegentheil, er war vielleicht von Grund aus gut. Aber die großen geschäftlichen Erfolge, die er erzielte, die Bewunderung, die man seinem kaufmännischen Genie stets gezollt, und die Ergebung seiner Frau, die stets zu allem Ja und Amen gesagt und in ihrem Mann eine Art höheres Wesen verehrt, dies alles hatte Herrn Rumigny, der an und für sich eitel und selbstgefällig war, zu einem ungeberdigen Tyrannen gemacht, der stets seinen Willen durchsetzen wollte. Seinem Eigensinn verlieh er einen Zug altväterischer Gutmüthigkeit, wodurch die Fernstehenden sich leicht täuschen ließen.

Es genügte, zu den Hausgenossen Rumignys zu zählen, um sein Opfer zu sein. Innerhalb seiner vier Wände war er unbeschränkter und unfehlbarer Herrscher, dessen Wille maßgebend war und der absolut keinen Widerspruch duldete. Er unterdrückte gewaltsam jede selbstständige Meinung, er hätte am liebsten in seinem Hause das Denken verboten.

Dieser herrische und selbstsüchtige Charakter war natürlich nicht dazu angethan, viele Freunde um sich zu sehen. Es war ziemlich leer in Rumignys Hause, und nur die ausdauerndsten Musikfreunde und Musikliebhaber fanden sich bei ihm ein. Denn merkwürdigerweise, dieser hartköpfige Mann war ein leidenschaftlicher Musiknarr und betrieb mit dem Eigensinn seines Charakters diese Liebhaberei. Aus einem Dilettanten war er allmählich ein Kenner, besonders altitalienischer Musik, geworden und theilte seine Zeit zwischen Palestrina, Pergelose, Cimerosa und seiner Tochter.

Herr Rumigny liebte wirklich seine Tochter. Aber er liebte sie, wie er alles Andere liebte, mit jener selbstsüchtigen Liebe, die nur an sich denkt und sich erfreuen will; er war eifersüchtig auf jedes Vergnügen, das sie ohne ihn genoß, und mißgönnte ihr jede Freude, die sie außerhalb des Hauses und ohne seine Gegenwart fand. Er war eifersüchtiger, als es der leidenschaftlichste Gatte sein kann. Marguerite mußte in seinem Hause glücklich sein, sie mußte genug haben an seiner Liebe und seiner Zärtlichkeit. Der Vater sollte ihr die ganze Welt ersetzen. Und wenn Freunde oder Verwandte ihn aufmerksam machten, daß das Mädchen doch schon achtzehn Jhare alt sei, und er doch daran denken müsse, sie zu verheirathen, da konnte der Alte recht wild werden und schrie die ungebetenen Warner an: „Heirathen, was wollt ihr immer vom Heirathen! Meine Tochter liebt nur mich, wir bleiben zusammen. Was fehlt ihr denn im Hause? Sie hat alles, was sie will. Nicht wahr, Marguerite, Du denkst nicht ans Heirathen?"

Was sollte das arme Mädchen sagen. Sie schwieg oder warf sich ihrem Vater um den Hals, und dieser nahm das alles gerührt, als Zustimmung an.

Was aber das Tieftraurige an dieser Sache war: Der gute Mann war überzeugt, daß er das Glück seiner Tochter begründe, und daß er ganz richtig vorgehe.

Marguerite verheirathen. Zu Gunsten eines Anderen auf ihre Gegenwart, ihre Sorglichkeit und ihre Zärtlichkeit verzichten! Sie nicht mehr sehen, nicht mehr um sich haben, ihre Stimme nicht mehr hören, mit ihr nicht mehr Musik treiben können! Wenn er sich daran erinnerte, welche bewundernden Blicke ihr folgten, wenn sie an seinem Arm ging oder wenn sie zusammen reisten! Das alles sollte nun ein Ende haben, und er allein leben oder sich in ihre Liebe mit einem fremden Manne theilen?

Bei diesen Gedanken empörte sich Herrn Rumignys Innerstes; er nannte diese Gesetze, denen wir doch alle unterworfen sind, unsinnig und unmoralisch und nahm sich vor, von seiner Liebe zu seiner Tochter zu lassen, ja sogar sie zu hassen, als ihm plötzlich der Gedanke aufstieg, daß er eines Tages doch gezwungen sein werde, seine Tochter trotz allem zu verheirathen. O, wie haßt er diesen fremden, ihm noch ganz unbekannter Schwiegersohn, für den er sein Kind erzogen, genährt und verhätschelt hatte, diesen Mann, der von heute auf morgen das Recht, erwarb, ihr die zärtlichsten Kosenamen zu geben, sie wegzuführen von ihm und dem sie mehr Gehorsam und Liebe entgegenbringen würde, als ihrem eigenen Vater.

„Wohlan", sagte der alte Mann, um sich zu trösten und den Schmerz, den ihm dieser Ausblick in die Zukunft bereitete, zu vermindern. „Gut, ich werde ihr einen Mann finden, wenn es denn sein muß. Aber ich will ihn selbst aussuchen; ich werde ihr einen ernsten und verständigen Mann geben aus der Zahl meiner Freunde, der sie glücklich machen wird. Auf diese Weise wird mir die Trennung weniger peinlich sein, ja, ich werde mich von ihr vielleicht garnicht trennen müssen. So ein junger Fant mit schmachtenden Blicken und liebegirrenden Redensarten, in welche sich die jungen Mädchen so rasch verlieben und der sie dann betrügt und zu Grunde richtet — das wäre mir der Rechte, lieber würde ich sie todt vor meinen Augen sehen."

In diesem Sinne pflegte sich Margueritens Vater auch ihr gegenüber auszudrücken. Nach solchen Scenen eilte sie dann auf ihr Zimmer, verschloß die Thür hinter sich und weinte bitterlich. Sie wußte nicht warum; sie hatte bis jetzt noch zu niemand irgend eine Neigung gefaßt, aber ihr Herz sagte ihr, daß auf diese Weise die keuschen Liebesträume ihrer mädchenhaften Jugend nicht in Erfüllung gehen werden. Wie glücklich waren doch ihre Freundinnen! Sie verzweifelte an ihrer Zukunft, und Thränen rollten aus ihren Augen. Aber vor ihrem Vater verbarg sie diesen Zustand. Wenn sie wieder in dem gemeinsamen Zimmer erschien, lagerte ein ruhiges Lächeln auf ihrem Angesicht, und der alte Herr sagte ganz glücklich zu sich selbst, seine Tochter wünsche gar nicht zu heirathen, sie wolle ihm garnicht verlassen und wäre zu Hause ganz zufrieden. Dann zog er sie auf seinen Schooß, bedeckte sie mit Küssen, nannte sie sein liebes Grethchen und fragte sie, was er ihr Schönes kaufen könne. Für ihn war Marguerite immer noch das fünfzehnjährige Mädchen, deren größter Schmerz durch ein neues Kleid oder einen Schmuckgegenstand gelindert werden konnte.

Aber Herrn von Rumignys Tochter war inzwischen eine junge Dame von neunzehn Jahren geworden, und was alle Welt sah, daß sie schön und begehrenswerth sei, schien ihr Vater nicht zu bemerken. Eigentlich that er nur so, als ob er ausschließlich nur der Musik seine Aufmerksamkeit zuwenden würde, denn seine Selbstsucht sträubte sich dagegen, zu sehen, wie Marguerite herangereift war.

Aber endlich sagte er eines Morgens beim Frühstück:

„Liebes Kind, ich habe für Dich eine große Neuigkeit."

„Was für eine denn, lieber Papa?" fragte Marguerite, ihre schönen Augen neugierig auf ihn richtend.

„Man hat um Deine Hand bei mir angehalten."

„So, wer denn?"

Das junge Mädchen richtete diese Frage so gleichgiltig an ihren Vater, der nicht ohne Beklemmung dieses Thema berührt hatte, daß dieser vollständig beruhigt und freudig erwiderte:

„Dein Cousin Adolf."

(Fortsetzung folgt.)